

Glücklicherweise gibt es auch in Franken eine aufklärerische Literatur, die Tradition hat — wenn ich doch an die einzige „Werkstatt“ des „Werkkreises“ denke, denke ich mit Schauern daran, was poetische Leidenschaftslosigkeit erzeugen kann: Außer Beiträgen in Anthologien ein Inzest aus Organisationsquerelen und Veranstaltungshektik. Wenn Peter Handke einmal schrieb — „es gibt engagierte Menschen, aber keine engagierten Schriftsteller“, —, so will ich das nicht zum Dogma erheben, aber es besagt letztendlich: gebt den Journalisten, was die Journalisten besser können, und gebt der Literatur, was die Literatur allein kann. Dies auf eine anregende Formel gebracht, lautet in einer Formulierung Helmut Heißenbüttels: „Erst was von der Literatur sagbar gemacht wird, bestimmt das Sagbare; ja, bestimmt das, was werden kann“.

Ich schlage deshalb vor, den angeschlagenen, überstrapazierten Begriff „engagierte Literatur“ aus dem Verkehr zu ziehen, mißtrauisch gegenüber jeder Kanonisierung von Begriffen zu werden — denn darf man Verantwortungsbewußtsein für eine humanistische Gesellschaft nicht bei einem Autor voraussetzen? Gehört dazu nicht auch die Fähigkeit, nicht im verprellenden Vorprellen verändern zu wollen, sondern entwicklungsspezifisch auf einen anderen Menschen einzugehen? Wengleich auch in der Literatur die Machtfrage keine untergeordnete Rolle spielt, so meine ich, daß von einem Autor mehr Begeisterung, mehr Sinnlichkeit, mehr Erfahrungen und auch mehr Eigensinn zu erwarten sind. Hermann Hesse hat das längst deutlich genug formuliert.

Godehard Schramm, Schweppermannstr. 41, 8500 Nürnberg

Foto: Keresztes, Nürnberg

Fitzgerald Kusz

Mundartdichtung in Franken

Entschuldigen Sie, daß ich meine Überlegungen über Mundartlyrik in Franken mit einem Geständnis beginne, mit dem Geständnis meiner völligen Inkompetenz. Ich kenne die Tradition, in der ich stehe, noch viel zu wenig. Mit Rückverweisen auf Gräbel, den Begründer der Nürnberger Mundart, kann ich nicht dienen. Erst langsam lerne ich den Zusammenhang, in dem man vielleicht selber steht, kennen. Als ich meine ersten fränkischen Mundartgeichte schrieb, kannte ich nicht einmal die Gedichte und Texte meiner Kollegen Engelbert Bach, Gottlob Haag, Wilhelm Staudacher und Willy Reichert. Das hat sich natürlich inzwischen geändert. Staudacher war der Lektor meines ersten in Rothenburg erschienenen Mundartgedichtbandes und die übrigen drei lernte ich immer mehr durch den Bayerischen Rundfunk kennen und schätzen.



Mir bleibt also nichts anderes übrig, als das Thema mit Ihrer Erlaubnis auf mich selber einzugehen und den Gründen nachzugehen, weshalb ich Mundart schreibe, wie ich darauf gekommen bin usw. usf.

Es sind wahrscheinlich eine ganze Reihe von Motiven zusammengekommen, die mich an

die MA herangeführt haben. Ich bin diglossal, zweisprachig aufgewachsen, mein Vater ist Berliner, meine Mutter Fränkin. Wahrscheinlich hat dieses Spannungsfeld zwischen beiden Sprachen mein Ohr hellhörig gemacht für die distinktiven Merkmale, die in beiden Sprachen stecken. Gleichzeitig damit verbunden war die Fähigkeit, von einer Sprache zur anderen, wenigstens als Hörer, umzuschalten.

Ein anderer wesentlicher Faktor ist meine Großmutter, bei der wir damals lebten. Ich verdanke ihr vermutlich am meisten, was die Plastizität und Lebendigkeit der Sprache anbelangt. Über sie lernte ich auch die mündlich tradierte fränkische Volkspoesie kennen, die sehr weit zurückreichen dürfte. Meistens sind das Spott- und Neckverse, Spruchgedichte, gewesen: Z. B.: gäih hamm / gäih hamm / däi muddä houd solldoodn gschissn / gäih hamm / gäih hamm / lous exerziern“. Oder: „Die Dickn-marri houd immä xachd / die groußn senn die groußn / und die glann senn die glann / und mei hund haßd schbidz/“ Dazu kam noch ein ungeheurer Bilderreichtum, der jetzt, wo der Prozeß zu einer Nivellierung der Mundarten in Richtung auf eine Umgangssprache sich überall durchzusetzen scheint, auszusterben droht.

Wer verwendet heute noch in der Alltagssprache jene ausgesprochen schöne Metapher: waddnä, diich werds a numall nouch dä sunnä fräiern? Für jede Tätigkeit, für jede Person gibt es eine ganze Reihe von charakterisierenden Bezeichnungen. Eine Frau, die sich ständig schön macht, nannte meine Großmutter: suäbombadurl, abgeleitet natürlich von der Madame Pompadour, oder eine „glooskaldermadam“; „glooskaldä“ waren die Vorläufer unseres Toiletentisches mit einer Waschsüssel, einem Krug und einem Spiegel. Einer, der sich beim Essen zierte, wurde „gnooschbeidl“ genannt oder, wenn er sich sonst noch merkwürdig benahm: „eingschbäigl“, natürlich abgeleitet von Till Eulenspiegel. Darüberhinaus lernte ich natürlich auch die wichtigen sprachlichen Stereotypen kennen, die ich dann später entlarvte wie: „du moußd gscheidä saa, dä klüchere gibd nouch“. Derlei Wendungen waren allemal Verhaltensmaßregeln.

Die ersten mundartliterarischen Einflüsse kamen dann auf der Schule, wo ein sehr progressiver Deutschlehrer, seines Zeichens Arno-Schmidt-Experte, im Unterricht Dialektgedichte von H. C. Artmann durchnahm. Die Möglichkeiten, die im spielerischen Umgang mit dem Dialekt lagen, regten mich so sehr an, daß ich einige konkrete Gedichte verfaßte, die ich dann wieder wegwarf. So ähnlich werden sie gelaute haben: Gäih kumm kumm gäih . . . Etwa 1966 fing ich auf der Uni zu schreiben an. Ich schrieb allerdings nur hochdeutsche Gedichte und Texte, wo ich versuchte, kreativ mit der Sprache zu spielen. Ich verdrehte Wörter, gewann ihnen einen neuen Sinn ab, verfremdete sie. Auch das war ein wichtiges Motiv, das mich auf den Dialekt brachte. Meine ersten Mundartgedichte waren denn auch reine Nonsens- und Sprachspielgedichte.

Das erste Mundartgedicht entstand etwa 1969. Ich hatte mich über eine Freundin geärgert und suchte ein Ventil für meine Aggressionen. Ganz spontan hämmerte ich folgenden Text in die Schreibmaschine:

suä ruutzbritschn suä elendichä
suä dreekbambel suä dreckerdä
suä weisbild suä schbinnerts
suä bläidä sunnä suä bläidä
suä lusch suä groußä
ä suä sulln
ä suä
suä

Diese affektive Komponente ist wohl bei allen Mundartdichtern nicht zu unterschätzen. Ich war in dem Augenblick, wo ich den Text schrieb, nicht mehr in der Lage, von der einen Sprache auf die andere umzuschalten. Ich mußte mir in meiner Kindheitssprache Luft zu machen. Ich regredierte sprachlich, sublimierte aber diese Regression durch ein Gedicht. Soweit eine vulgär-psychologische Selbstdeutung.

Das erste Gedicht zog bald ein ganzes Dutzend oder mehr nach. Ich übersetzte ein Wiener Gedicht von Konrad Bayer ins Fränkische „Glabbst, ich bin bläid, dassi ned waalf, wäi

schbeeds iss . . .“ . Etwa gleichzeitig beschäftigte ich mich mit dem Dialekt auch von wissenschaftlicher Seite aus. Erich Straßner führte in Zusammenarbeit mit Soziologen und Psychologen an der Erlanger Uni ein interdisziplinäres Seminar mit dem Thema „Sprachbarrieren“ durch. Ich erfuhr nun von wissenschaftlicher Seite, was ich in den ersten drei Gymnasialklassen am eigenen Leib schon gespürt hatte, daß nämlich Mundartsprecher anderen Sprechern gegenüber sozial benachteiligt sind, weil sie nicht über den „elaborierten Kode“ verfügen, der zum Beispiel notwendig ist, um einen abstrakten mathematischen Lehrsatz zu begreifen. Hier liegt eindeutig die Wurzel meines sozialkritischen Engagements in der Mundartlyrik.

Meine bisherige Arbeit in der Mundart läßt sich, ganz grob, in zwei Phasen einteilen, die linguistische und die poetische. Ich begann zunächst mit der linguistischen Aneignung meines Dialekts. Ich versuchte, eingefahrenen Redewendungen und erstarrten Worthülsen auf die Schliche zu kommen. Dazu brauchte ich natürlich den hochdeutschen Titel duasi als Verfremdungseffekt, oder als Distanzierungsmechanismus, eine Distanzierung von dem, was dann folgt: Beispiel: KULTUR: dou bassn miä ned hii / dees iss woss fiä die bessän“.

Die Wiener Gruppe betrachtete den Dialekt im wesentlichen als ein vorgefundenes „Sprachmaterial“, mit dem man arbeiten konnte. Rühm spricht von einem noch „unentdeckten Sprachbereich“ und Achleitner steckt den experimentellen Rahmen seiner Mundartlyrik folgendermaßen ab:

„eine dichtung, die sich auf die spezifischen möglichkeiten der sprache beruft, hat es auch wieder möglich gemacht, der dialekt zu gewinnen. sein besonderer reichertum an wörtern, die konkretes bezeichnen, seine vorliebe für die behauptung (der sprachliche ablauf geschieht selten in sätzen und logisch), sein hang zu wiederholung, ergeben eine vielfalt von gestaltungsmöglichkeiten“. Hosn rosn baa, Seite 141).

Ganz von Anfang ging ich natürlich genauso wie Friedrich Achleitner vom Dialekt als bloßem „Sprach“-Material aus, mit dem ich umgehen und spielen konnte; auch heute noch reizt es mich, mich im Dialekt spielerisch auszutoben. Mir geht es beinahe ähnlich wie Herbert Achternbusch, der in seiner „Alexanderschlacht“ einmal schreibt: Ich möcht mich amall in der Sprach darenna . . . Immer mehr jedoch wurde mir bewußt, daß hinter den sprachlichen Stereotypen, die sich mir direkt aus der gesprochenen Alltagssprache holte, ein schichtenspezifisches Sprachverhalten sichtbar wird, das als verbindliche Handlungsanweisung in jeder Lebenssituation fungieren kann:

URLAUB

dees iss scho schäi
dees moumä allers
gsäing hoom
obbä dähamm hättmä
halt wenixtns sei
oddnung

Wilhelm Staudacher hat meine Intention genau auf den Begriff gebracht, wenn er in seinem Nachwort zu meinem Band „mornig sixtäs suwisu nimmä“ zu folgendem Ergebnis kommt:

„(Kusz) . . . spießt Partikel der Alltagssprache auf, meist Redeweisen und -wendungen des Mannes von der straße, und läßt, indem er sie aufschreibt, wie er sie hört, aufscheinen was sie kennzeichnet: Brachiales, Brutaales und Inhumanes nicht selten, Unreflektiertes fast immer, Nachgeredetes en masse. Vielleicht, ich möchte sagen sicher, wird gerade durch dieses Verfahren — einmal nicht wissenschaftlich, sondern auf eine im eigentlichen Sinn sogar poetische Weise — die soziale Sprachstruktur deutlich, die unschwer die dahinterstehende Denkstruktur erkennen läßt. Sprache ist nun einmal verräterisch, und erst recht ist es die Mundart“. (Seite 70).

Neben dieser Entlarvung von schichtenspezifischem Sprachverhalten, das überregional vorhanden ist, haben mich natürlich auch gleichzeitig die poetischen Möglichkeiten

fasziniert, die in der Mundart stecken. Hier ist vor allem H. C. Artmann ein gewisses Vorbild gewesen und in letzter Zeit Kurt Marti aus der Schweiz.

Beide Phasen, die linguistische und die poetische, überlagern sich; sie folgen keiner Chronologie.

Allerdings bin ich momentan an einem Punkt angelangt, wo die mehr linguistische Beschäftigung mit dem Dialekt zugunsten der Poesie zurücktritt. Hier sehe ich auch *die* Chance der Mundartlyrik: sie könnte zu einer „Demokratisierung der Poesie“ führen, wenn es ihr gelänge, Inhalte, die bisher nur in der hochsprachlichen Lyrik üblich waren, auch in der Mundart sagbar zu machen und damit an ein ganz anderes Publikum heranzukommen, das bisher von Lyrik nicht erreicht wurde:

LIEBE

wennsd kummsd

iss frähjoä

wennsd dou bisd

iss summä

wennsd gähisd

iss herbsd

wennsd foddbisd

fäld dä schnäi

vo dä deckn roo

Fitzgerald Kusz, Kleinreuther Weg 10, 8500 Nürnberg

Am Strand von Grömitz

Hinter den Dünen
hat der Wind
angehalten
und dem Riedgras
erzählt
wo es Eisberge gibt.

Ich muß weiter,
weiter,
sagt er
und streichelt
die Wellen.

Morgen
bin ich
in Finnland
und übermorgen
soll ich in Rußland
sein.

Haltet euch fest
wenn mein Bruder,
der Sturm,
kommt,
daß ich euch
wiederfinde
in einem Jahr.

4/73 W. R. Reichert